

Eberhard Tiefensee

„Der Weg ins Land, wo Milch und Honig fließt“

Katholische Christen im Osten Deutschlands
vor neuen Herausforderungen *

Wie alle Bewohner Ostdeutschlands, müssen sich auch die Christen umstellen. Aber mehr noch: Sie müssen *als Christen* einen neuen Standort gewinnen. Dynamischer gesehen: Sie müssen einen neuen Weg suchen.

Ich bin von zwei Gemeinden vor knapp einem Jahr aufgefordert worden, unter dem Titel „Der Weg ins Land, wo Milch und Honig fließt“, Fastenvorträge bzw. -predigten zu halten. Der Titel ist, wie hoffentlich deutlich werden wird, nicht nur wegen seiner werbewirksamen Anschaulichkeit genommen worden, sondern weil er vor einem bestimmten biblischen Hintergrund steht, den ich für hilfreich halte, wenn es darum geht, sich neu zu orientieren. Die Beteiligung bei den genannten Veranstaltungen hat gezeigt, daß das Interesse katholischer Christen in der ehemaligen DDR nicht nur darauf gerichtet ist, möglichst bald die Spielregeln der Marktwirtschaft und eines neuen politischen Systems zu lernen, sondern daß auch Zeit und Energie aufgebracht werden, über den zukünftigen Weg nachzudenken. Nachdenken über diesen Weg heißt: Nachdenken über die Berufung — nicht allgemein, sondern als Hören auf einen Anruf, der aus der gegebenen Situation kommt, als Herausfinden eines Auftrages, der angenommen und kreativ gestaltet werden soll.

* Der Vortrag wurde im Januar 1992 vor der Mannheimer und der Frankfurter Ortsakademikerschaft des „Christophorus“ gehalten. Er ist für die Veröffentlichung unter Beibehaltung des Vortragsstils nur unwesentlich überarbeitet worden.

Unübersichtlichkeit der Situation

Die Überlegungen sind auch ein Jahr später nur tastende Versuche, auf eine für die Gemeinden und die einzelnen Christen in Ostdeutschland existentielle Frage Antwort zu geben. Denn die Situation, aus der heraus eigentlich der Ruf zu hören sein müßte, ist von denkbar großer Unübersichtlichkeit. Und zwar nach zwei Seiten hin: der gesellschaftlichen und der kirchlichen.

Um hier nicht in Einzelheiten abzuschweifen, die sattsam aus den Medien oder aus eigenen Kontakten bekannt sind, versuche ich *die gesellschaftliche Situation* auf eine Kurzformel zu bringen: Sie ist gekennzeichnet durch die Unsicherheit, ob man die Entwicklung der alten Bundesrepublik seit 1948 mit aller Energie nachholen und sich demgemäß auf den Weg des Wirtschaftswunders ohne lange Vergangenheitsbewältigung begeben soll oder ob man nicht ins nächste Jahrtausend einsteigen sollte, daß diesen Weg zu schnellem materiellen Wohlstand als auf Dauer ungangbar zeigt angesichts der Probleme im Bereich der Ökologie und der weltweiten Auseinandersetzung zwischen Armen und Reichen. Ehrlich gesagt, würden wahrscheinlich die meisten Ostdeutschen zunächst einmal gern den Wohlstand haben, ehe sie sich kritisch von ihm distanzieren.

Die *Kirche*, die nun die vielfältigen gesellschaftlichen Umbrüche ihrem Auftrag gemäß begleiten müßte, befindet sich selbst weltweit in einer tiefgreifenden Umwälzung — ich nenne nur das bis

heute nicht eingelöste Stichwort Johannes XXIII.: „Aggiornamento“. In Deutschland scheint sie zudem spirituell seltsam ermüdet, sie ist beschäftigt mit Diskussionen über ihr Selbstverständnis, kämpft mit Finanz- und Personalproblemen und leidet unter der Spaltung zwischen Hierarchie und Basis mehr als unter der in evangelisch und katholisch. Um ein Bild zu wagen: Mitten in der Schlacht gruppiert die Kirche ihre Truppen um und diskutiert strategische Ziele, was kein guter Feldherr tut. Auch spiegelt sie die Ost-West-Auseinandersetzung auf ihre Weise wider – statt sie mitzugestalten: Wir erleben ein Aufeinandertreffen zweier verschiedener Weisen, Kirche zu leben, kurz zu charakterisieren als Zusammentreffen generationenlanger Diasporaerfahrung und gesellschaftlich weitgehend anerkannter Großkirche. Auch hier ist nicht deutlich, welche Variante die zukunfts-trächtige ist.

Diese unklaren Verhältnisse sind gegeben. Es ist illusorisch anzunehmen, daß sich in Kürze an den deutschen Baustellen Gesellschaft und Kirche etwas ändern wird, im Gegenteil. Um im Bild zu bleiben: Das Baustellendurcheinander innerhalb der westlichen Kirche ergreift zunehmend die Kirche im Osten Deutschlands, und das Durcheinander der Gesellschaft im Osten wird bald auch die Gesellschaft im Westen tiefer betreffen, als sie sich bisher zugibt.

Besinnung auf den Herbst 1989

In dieser sehr holzschnittartig skizzierten Lage rate ich den Katholiken im Osten – und nur darin fühle ich mich mit Maßen kompetent –, sich auf ihre Herkunft zu besinnen, um mögliche Wege in die Zukunft zu finden. Ob mit meinen Überlegungen im Westen etwas anzufangen ist, müssen Sie selbst einschätzen. Ich breite hier nicht die Kirchengeschichte der vierzig Jahre DDR aus, die wahrscheinlich in groben Zügen be-

kannt ist, sondern ich greife auf die Erfahrung des Herbstes 1989 zurück. Ich bin der entschiedenen Meinung, daß die Kirche in Ostdeutschland (oder in ganz Deutschland?) aus diesem Herbst heraus leben müßte. Denn er war nicht nur ein politisches, sondern auch ein spirituelles Ereignis. Thomas Gertler SJ, Studentenpfarrer in Leipzig bis 1986 und Dogmatikdozent am Philosophisch-Theologischen Studium in Erfurt, versuchte in einem kurzen Prosatext das Bleibende am Herbst 1989 so zu charakterisieren:

Wenn es ein Wunder war –

Und viele sagen es,
auch solche, die sehr vorsichtig sind,
etwas als Wunder zu bezeichnen, sagen
daß es ein Wunder war –

Wenn es also ein Wunder war,
was geschehen ist,
dann laßt es uns doch auch glauben
und daran festhalten
und nicht gleich wieder vergessen!

Denn dann ist doch –
mir fällt schwer, es einfach so zu sagen,
denn dann ist doch Gott unter uns,
dann ist doch Seine Hand im Spiel,
dann ist doch geschehen,
was wir nicht für möglich gehalten haben
in unserem Land,
selbst wir Gläubigen nicht,
daß Wunder geschehen – bei uns.

Und dann muß uns doch klar sein:
das hat eine Bedeutung,
dann will doch Er uns damit etwas sagen,
und zwar etwas Wichtigeres als die überall
aufsprießenden neuen und alten
drei Buchstaben.

Wenn es ein Wunder war,
dann haben wir wieder und hier
und für uns gesagt bekommen,

daß die Bergpredigt gilt und
selig sind, die keine Gewalt anwenden,
denn sie werden das Land besitzen und
selig die Barmherzigen,
denn sie werden Erbarmen finden.

Wenn es ein Wunder war –
und viele sagen es,
auch solche, die sehr vorsichtig sind,
etwas als Wunder zu bezeichnen, sagen,
daß es ein Wunder war –.

Der 1990 geschriebene Text endet mit einem Gedankenstrich. Ich versuche, das Wunder zu präzisieren. Was für mich und für viele Leipziger die Tage jenes Herbstes prägend gemacht hat, war die Begleitung durch Texte der Bibel. Nicht nur die von Thomas Gertler zitierte Bergpredigt wurde bei jedem Friedensgebet, Montag für Montag, Christen und Nichtchristen in den Kirchen vorgelesen, so daß sie die Demonstrationen mitgestaltete. Ich erinnere mich noch anderer einprägender Erfahrungen. Am Montag, dem 18. September 1989, wurde in der Nikolaikirche über die Erstürmung Jerichos gepredigt, tatsächlich fiel nach sieben darauffolgenden Umkreisungen der Innenstadt Leipzigs durch die Demonstrationen die Mauer in Berlin. Ich erinnere mich an den 9. Oktober, dem Tag des „Wunders von Leipzig“, der mit seinem unblutigen Ende die Wende innerhalb der „Wende“ genannt werden kann: Am Tag davor war die vorgeschriebene 1. Sonntagslesung ein Text aus dem alttestamentlichen Prophetenbuch Habakuk:

„Wie lange, Herr, soll ich rufen, und du hörst nicht? Ich schreie zu dir: Hilfe, Gewalt! Aber du hilfst nicht. Warum läßt du mich die Macht des Bösen erleben und siehst der Unterdrückung zu? Wohin ich blicke, sehe ich Gewalt und Mißhandlung, erhebt sich Zwietracht und Streit.

Der Herr gab mir Antwort und sagte: Erst zu der bestimmten Zeit trifft ein, was du siehst; aber es drängt zum Ende und ist keine Täuschung. Sieh

her: Wer nicht rechtschaffen ist, schwindet dahin, der Gerechte aber bleibt wegen seiner Treue am Leben“ (aus Hab 1).

Daß der Studentin, die in unserem Studentengemeinde-Gottesdienst diesen Lesungstext vorlas, dabei die Stimme zu versagen drohte, können Sie vielleicht nachvollziehen. Und ironisch wurde um den 7. Oktober 1989, den 40. Jahrestag der DDR, herum der Psalm 95 zitiert – von Bibelkundigen und von Nichtchristen: „Vierzig Jahre war mir dieses Volk zuwider“, ein Psalm, der die – dabei nicht zitierte – Stelle enthält: „Ach, daß ihr doch heute auf meine Stimme hört“. Oft unreflektiert, zuweilen bewußt wurde also die vierzigjährige DDR-Geschichte mit der Geschichte von der Wanderung Israels durch die Wüste verbunden.

Der Übergang über den Jordan

Am Ende dieser vierzig Jahre standen die Israeliten am Ufer des Jordan. Diese biblische Situation nehme ich nun zum Ausgangspunkt, um mich in der gegenwärtigen Lage zu orientieren. Es finden sich nämlich erneut Parallelen, diesmal zwischen der alttestamentlichen, weit über 3000 Jahre alten Geschichte vom Einzug in das Gelobte Land und den Chancen und Risiken des Weges nach 1989.

Die erste erstaunliche Parallele betrifft die Funktion des Mose. Der prophetische Führer durch vierzig Jahre Wüste darf das neue Land nicht betreten. Der Vergleich zu den Bürgerrechtlern und Dissidenten, die den Herbst 1989 mitbestimmten, drängt sich auf. Im entscheidenden Moment war ihnen der Zugang zur Macht verschlossen. Eine Tatsache, mit der damals engagierte Christen noch immer zu kämpfen haben. Es gibt offenbar eine bestimmte Art, mit Politik umzugehen, die jeweils ihre Zeit hat oder nicht hat. Ich werde auf diesen Punkt noch zu spre-

chen kommen und darauf, daß hier Gräben aufbrechen zwischen den oft aus der evangelischen Kirche kommenden engagierten Christen vor dem Herbst 1989 und den erst nach der Wende so richtig aktiv gewordenen katholischen Laien – Gräben, die die Ökumene schwer belasten.

Mose hält im Angesicht des Todes vor dem Einzug ins Gelobte Land dem Volk noch einmal eine Ansprache, die das gesamte Buch Deuteronomium umfaßt – eine gewaltige theologische Komposition, die erst Jahrhunderte später im Exil in Babylon entstand. Er verweist auf die Prüfungen der vierzig Jahre, die das Volk daran glauben lehrten, daß Gott mit ihnen ist. „Eure Kleider sind euch nicht in Lumpen vom Leib gefallen, deine Schuhe sind dir nicht an den Füßen zerrissen, denn ihr solltet erkennen: Ich bin Jahwe, euer Gott.“ Aber, so seufzt er: „Einen Verstand, der wirklich erkennt, Augen, die wirklich sehen, und Ohren, die wirklich hören, hat der Herr euch bis zum heutigen Tag nicht gegeben“ (aus Dtn 29).

Der Höhepunkt seiner Rede besteht darin, daß er das Volk vor eine Entscheidung auf Leben und Tod stellt: „Wenn du auf die Gebote des Herrn, deines Gottes, auf die ich dich heute verpflichte, hörst, indem du den Herrn, deinen Gott liebst, auf seinen Wegen gehst und auf seine Gebote, Gesetze und Rechtsvorschriften achtest, dann wirst du leben und zahlreich werden. Wenn du aber dein Herz abwendest und nicht hörst, wenn du dich verführen läßt, dich vor anderen Göttern niederwirfst und ihnen dienst – heute erkläre ich euch: Dann werdet ihr ausgeliefert werden; ihr werdet nicht lange in dem Land leben, in das du jetzt über den Jordan hinüberziehst, um hineinzuziehen und es in Besitz zu nehmen. Der Herr hat deinen Vätern geschworen, es ihnen zu geben!“ (aus Dtn 30).

Ich habe diesen (hier gekürzten) Text am Tag der Wiedervereinigung in einem Gottesdienst mit

Teilnehmern aus damals noch beiden Teilen Deutschlands gelesen, weil ich ihn für entscheidend halte. Denn der Übergang über den Jordan ist, was die Tiefe des Einschnitts betrifft, mit dem derzeit stattfindenden Übergang zu vergleichen. Damals trennte der Fluß nicht nur Wüste von Gelobtem Land, sondern auch Nomadendasein von Seßhaftigkeit. Damit war aber eine alles umfassende Umstellung gefordert. Bei Mose rief sie nicht so sehr die Sorge hervor, das Volk würde vielleicht in den nun angesagten militärischen Auseinandersetzungen nicht bestehen. Er hatte viel größere Furcht, die Israeliten könnten sich den Göttern, die in dem neuen Land verehrt wurden, unterwerfen. Denn auch hier war der Jordan eine Grenzscheide. War man bisher auf einen mitziehenden Gott angewiesen, wurden jetzt Fruchtbarkeitsgötter angeboten; bisher ging es um Vieh und Weide, jetzt aber wird es um Feld und Weinberg, Aussaat und Ernte gehen. Bisher baute man Zelte auf und ab, nun aber entstehen Städte und Tempel. Führte bisher eine Handvoll Stammesführer, wird in Zukunft ein König regieren.

Wider die Haltung der Verweigerung

Im Angesicht dieses zu erwartenden Umbruchs blickt Mose zurück in eine Vergangenheit, in der das Volk die Leitung Gottes erfahren hatte. Nicht Rückblick aus Nostalgie, sondern gezielt auf Zukunft hin. Schon einmal wurde der Einmarsch ins angesagte Land abgelehnt, weil die Nachrichten aus der „Neuen Welt“ diffus und beängstigend waren und das nötige Vertrauen in die Begleitung Gottes fehlte. (Vgl. Num 13 und 14) Der vierzigjährige Marsch war die Folge dieses Mißtrauens. Da die alten Ängste sich offenbar wieder melden, zeigt Mose die Zukunft an als diejenige, die von Gott in der Vergangenheit den Vätern verheißen war, und verweist auf den Gott, der sie bisher bewahrt und geführt hat.

Mit aller gebotenen Vorsicht bei solchem Geschäft übertrage ich diese Situation auf die derzeitige Bewußtseinslage ostdeutscher Christen. Sie waren jahrzehntelang in einer Haltung der Verweigerung aufgewachsen. Bis zum Schluß beinhaltete diese Haltung zwei Momente, die sich in zwei Bischofsworten ausdrücken: Bischof Aufderbeck von Erfurt sah — einem Psalmzitat gemäß — in der DDR das herrliche Land, auf das unser Los gefallen ist, und akzentuierte damit christlichen Auftrag als Einsatz, als kritische Auseinandersetzung mit einer Umgebung, in die wir berufen sind. Bischof Spülbeck von Meißen sah fast zur gleichen Zeit in der DDR ein Haus, „dessen Grundfesten wir nicht gebaut haben, dessen tragende Fundamente wir sogar für falsch halten“ (Rede auf dem Katholikentag 1956), und akzentuierte entsprechend das Verhalten der Christen als distanziert bis verweigernd.

Die Fortsetzung fand diese Ambivalenz zwischen mehr optimistischen und mehr pessimistischen Akzenten bis in die letzten Tage der DDR. Es gab m. E. mehrfach Anrufe aus der Situation heraus, der gesellschaftlichen Umgebung in erster Linie nicht nur distanziert zu begegnen, sondern sich auch gezielt einzumischen, Anrufe, die aber nur sehr zögerlich bis gar nicht wahrgenommen wurden. Das gilt zumindest von der Amtskirche, soweit sie Einfluß auf die Laien nahm.

Die *Pastoralkonstitution Gaudium et Spes* des Zweiten Vatikanischen Konzils war ein solcher Anruf. Eine entschiedene Rezeption dieses Dokumentes „über die Kirche in der Welt von heute“ blieb in der DDR weitgehend nur Sache einzelner engagierter Gruppen. Ein Hauptgrund: Kardinal Bengsch, Bischof von Berlin, hatte dieses Dokument im Konzil nicht mitgetragen und als einer der wenigen Konzilsväter mit „Nein“ gestimmt. Das hatte Folgen für die Katholische Kirche in der DDR. — Schneller als im westdeutschen Würzburg kam es 1973 — 1975 zur *Meiß-*

ner Synode und dann zur *Dresdner Pastoral-synode in der DDR*, aber auch diese Impulse blieben für die Gemeindegarbeit weitgehend ohne Wirkung. — 1987 war wohl die letzte größere Chance, den Anschluß an die Entwicklung herzustellen, das *Katholikentreffen in Dresden*. Zu zehn gesellschaftlich relevanten Themen wie „Dritte Welt“, „Arbeit“, „Schule“, „Familie“ fand im Vorfeld mit 3000 Delegierten ein „Kleines Katholikentreffen“ statt. Es wurde aber durch die Bischöfe von der Öffentlichkeit bewußt abgeschirmt, die meisten Versuche einzelner Gruppen weiterzuarbeiten, versickerten in administrativen Regelungen der einzelnen Seelsorgsämler.

So ist — bei aller Differenzierung dieses Bildes durch gegenteilige Initiativen — insgesamt gesehen die katholische Kirche bis zum Herbst 1989 draußen, d. h. in der Haltung der Distanz und Verweigerung geblieben. Im Februar nach der „Wende“ sagte Georg Sterzinsky, damals neuer Bischof von Berlin, vor der Synode des Bundes der Evangelischen Kirche in der DDR in einem Grußwort, nachdem er seinen Dank für das Engagement evangelischer Christen ausgedrückt hatte: „Wir werden noch viel überlegen müssen, worin eigentlich unser Versagen auf katholischer Seite bestanden hat. Die Erkenntnis ist noch nicht gereift. Das Bekenntnis ist noch nicht ausgesprochen. . . . Wir haben nicht zu hoffen gewagt, daß Demonstrationen, Willensbekundungen und Willensäußerungen zu einem Erfolg führen könnten. Wir haben deshalb bedauerlicherweise uns sehr zurückgehalten und viel zu wenig an den Vorbereitungen des Neuaufbruchs beteiligt.“¹ Dieses Wort ist bemerkenswert angesichts der Unfähigkeit, die Täter-Opfer-Problematik in der ostdeutschen Gesellschaft zu bewältigen. Aber in zeichenhafte Weise die eigene Schuld anzugehen, das ist

¹ „IBM“ — Informationsdienst der Pressestelle der Berliner Bischofskonferenz Nr. 4/1990.

von der katholischen Kirche in der ehemaligen DDR bisher nicht ernsthaft in Angriff genommen worden.

Die Gefahr, die Mose seinerzeit beschwor, ist also erneut gegenwärtig: sich der neuen Entwicklung dadurch zu verschließen, daß eingefahrene Verhaltensmuster fortgesetzt werden. So finden sich die alten Klagen wieder: „Ich bin in der Firma als Christ nicht gelitten, ich halte den Mund, um meine Existenz nicht zu gefährden“, wieder wird die Nische gesucht, in der sich ungefährlich leben läßt. Diesem erneuten Rückzug entschieden zu widerstehen, ist eine der derzeit wichtigsten Aufgaben der katholischen Christen im Osten Deutschlands, und daß das mit Erfolg erkannt wurde, zeigt das starke Engagement katholischer Laien in allen Bereichen der Politik und Gesellschaft.

Wider die Anbetung neuer Götter

Eine zweite Gefahr war aber in den Augen des Mose wesentlich gravierender als eine Fortsetzung oder Wiederbelebung der Verweigerungshaltung: das Anbeten neuer Götter. Der Umgang mit einer neuen Gesellschaft erfordert scheinbar das Umwerten aller Werte. Ein Luxusgegenstand wie der Trabant war über Nacht wertlos, ähnlich ging es Einfamilienhäusern, sobald sie auf fremdem Grund standen, so ging es vergangenen Arbeitsleistungen, die angesichts westlicher Effektivität lächerlich erschienen. Für die Christen entsteht die schon vorher gegenwärtige, jetzt aber größere Versuchung falscher Anpassung.

Die Israeliten übernahmen infolge dieser falschen Anpassung von den Kanaanitern den Stier (das Goldene Kalb) als Symbol für Kampfkraft und Fruchtbarkeit. Wie diese Figur dann in die Wüstenerzählungen wanderte, sei hier nicht untersucht. Es verband sich mit diesem Götter-

bild die Vorstellung, daß Gott auf einem Stier steht, daß also weltliche Macht und Fruchtbarkeit die Basis für Religion böten. Wieder mit aller gebotenen Vorsicht bei einem solchen Vergleich gesagt: Auch jetzt besteht die Versuchung für die Christen im Osten darin, ihren Gott „auf den Stier“ zu stellen. Persönlich zeigt sich das im Ringen um die richtige Fassade — das richtige Outfit —, in der alle anderen Aktivitäten lähmenden Suche nach den günstigsten Bank-, Versicherungs- und Konsumangeboten usw., die teilweise schon quasireligiöse Größenordnungen angenommen haben.

Für die Kirche als ganze besteht dieselbe Versuchung darin, sich vornehmlich auf Einflußsphären und Machtmechanismen zu stützen, damit ihr Auftrag die rechte Basis bekommt und „nicht wackelt“. Konkret äußert sich das nicht nur im ständigen Ringen um die nötigen finanziellen Mittel. Das ginge noch hin, obwohl hier das „Sorget nicht ängstlich“ in den Predigten der Pfarrer ziemlich selten zu hören ist und hauptsächlich Geldnöte im Vordergrund stehen. Schwerwiegender ist die Versuchung, in den neuen Machtmechanismen mitzumischen. Der Versuchung, sich erneut in die Festungsmentalität der Diaspora zurückzuziehen und eine erneute Nischenexistenz aufzubauen, steht auf der anderen Seite die Versuchung gegenüber, überall mitmischen zu wollen und um Einflußsphären zu ringen.

Ich will diesen Gedanken vertiefen: Für die Israeliten bestand die Gefahr in einer falschen „Wende“ von einem dynamischen zu einem statischen Denken. Der Wüstengott Jahwe war ein dynamischer, mitziehender Gott. Der nun „moderne“ Gott Baal, dem man Tempel baute und Standbilder setzte, eine statische Größe. Ähnlich ist das neue Gottesvolk offenbar ständig in der Gefahr, statisch zu werden: Glaubenssysteme, Bistumsgrenzen, Bürokratien, Sicherung der Besitzstände, seien es Immobilien (welch treffender Ausdruck), seien es Privilegien und

Einflußsphären in Gesellschaft, Schule, Politik— es geht letztlich um das Haus, das „voll Glorie schauet weit über alle Land“. Das sind statische Größen. Ich möchte keinesfalls abstreiten, daß sie ihre Wichtigkeit haben: Wir können uns als Christen nicht mehr in Zelten versammeln. Aber die Frage ist immer, ob der Dienstcharakter von alledem vergessen wird und wir damit statischem Besitzdenken verfallen, statt mitwanderndes Gottesvolk zu sein, wie das Zweite Vatikanum sagt.

Diese Gefahr ist im Osten real, denn dort geht es zunächst um Sicherung des kirchlichen Besitzstandes — meistens um den des Westens im Westen und im Osten. Ein westdeutscher Kirchenpolitiker ermahnte die aus Ostdeutschland, dort keine Experimente zu unternehmen, die westliche Besitzstände gefährden könnten. Infolge eines solchen Denkens ist die Regelung der Kirchensteuer und des Religionsunterrichts im Osten schnell in die westliche Form gebracht worden, ohne längere Prüfung, ob denn das praktikierbar ist. Die Hauptdiskussionpunkte sind derzeit die Bistumsgrenzen, nicht pastorale Programme. Diskutiert wurde die Einrichtung von Schulen und die von Sozialstationen (um nichtkirchlichen Organisationen nicht zuviel Feld zu überlassen). Vielerorts steckt ein gutes Anliegen dahinter. Zu kritisieren sind aber die häufigsten Fälle, daß Dinge in Gang gebracht wurden ohne Rücksicht auf die vorhandenen Kräfte, nur „um im Rennen zu bleiben“. Das meine ich mit dem Überall-mitmischen-Wollen.

Die Ökumene leidet unter dem Machtdenken

Die Ökumene hat im Osten Deutschland einen seltenen Tiefstand erreicht. Es läßt sich fraglos nachweisen, daß das kirchliche Denken in den Kategorien Macht und Einfluß zu erheblichen Irritationen im ökumenischen Bereich geführt hat.

Dazu tragen beide Kirchen bzw. die Gläubigen beider Kirchen bei. Alte Ressentiments auf evangelischer Seite gegenüber der schlagkräftigen katholischen Minderheit haben eine verstärkende Wirkung.

Vor der Wende war die Ökumene im Osten Deutschlands auf einem Stand, der auch für den Westen beispielgebend war. Hervorragendes Ereignis war wohl die Ökumenische Versammlung in Dresden — Magdeburg — Dresden. Ohne sie wäre die „Wende“ in der DDR wahrscheinlich nicht so gewaltlos und im ökumenischen Miteinander verlaufen. Doch diese Gemeinsamkeit vor dem Herbst 1989 wird jetzt „umgewertet“: Anscheinend handelte es sich nur um ein Zusammenpressen nicht vereinbarter Komponenten durch äußeren Druck — als dieser entfiel und es nun um Macht und Einfluß ging, differenzierte sich das Bild.

Das ist eigentlich nicht verwunderlich und hat verschiedene Ursachen, traurig ist nur, daß die Ökumene nun im Parteiengezänk unterzugehen droht. Quoten und Paritäten werden genau beobachtet — und obwohl nicht realisierbar — eingefordert. Es scheint wenig deutlich zu sein, daß sich Parteien anderer Formen der Einflußnahme bedienen und bedienen müssen, als es dem Auftrag der Kirche angemessen ist. Beide Kirchen begehen immer wieder Unklugheiten. In DDR-Zeiten galt katholischerseits die weise Regelung für die Kirche als Kirche, sich nur mit staatlichen und kommunalen Stellen, nicht aber mit Parteien einzulassen. Diese kluge Distanz wird jetzt weitgehend aufgegeben — mit bisher kaum abzuschätzenden Folgen bei den überwiegend nichtchristlichen Beobachtern: „Seht, wie sie einander lieben!“ Katholisch = CDU, evangelisch = SPD. Daß der einzelne Christ sich politisch engagieren und auch positionieren soll, steht außer Frage. Meine Kritik zielt auf die Kirchen als Kirchen und auf deren mangelndes Augenmaß.

Ostdeutschland hat eine Schlüsselstellung in Europa

Welcher Weg ist angezeigt für Kirche und Christen? Das ist die Frage, die nun in neuer Form im Osten steht. Sie ist meines Erachtens die entscheidende Frage, weil — wie die letzte Bischofssynode in Rom wohl gezeigt hat — europaweit Ratlosigkeit besteht, wie Glauben weitergegeben werden soll und wie eine sich rasant verändernde Umgebung mit dem Geist des Evangeliums zu erfüllen ist.

Mir scheint hier die katholische Kirche im Osten Deutschlands eine Schlüsselstellung zu haben, der sie sich noch zu wenig bewußt ist. Sie ist *Minderheitskirche* — ein Umstand, der in der Regel bei allen gutgemeinten Importen westdeutscher Katholizität vergessen wird. Ich bringe die Zahlen in Erinnerung: Waren bei der Volkszählung 1964 noch 59,5% der Bevölkerung evangelisch und 8,1% katholisch, so vermutete man 1989 30,7% evangelische und 6,3% katholische Christen. Letztere sollten etwa eine Million sein. Irgendwann war vergessen worden, daß diese Zahl sich der Akrobatik kirchlicher Statistiker verdankt, aber keinesfalls real sein kann, wie jeder im Blick auf seine Umgebung nachprüfen konnte. Allensbach erfuhr bei einer Umfrage 1989 wesentlich niedrigere Zahlen, insgesamt waren nicht 37%, sondern nur 32% der DDR-Bürger konfessionell gebunden. Diese Zahl sieht bedenklicher aus, wenn man sich erinnert, daß die Christen sich in den älteren Jahrgängen und in einigen kleinen Gebieten konzentrieren. Der Durchschnitt in einer Großstadt oder sogar in einer der Satellitenstädte dürfte also erheblich darunter liegen, man kann wohl von maximal 10% ausgehen. Ein Leipziger Pfarrer brachte bei der Diskussion um den Religionsunterricht in der Schule das Argument ein, er habe pro Schulklasse 0,6 katholische Kinder.

Allensbach hat weiterhin erfragt, daß bei den 16- bis 29jährigen nur 20% sagen, sie glaubten an Gott (im Westen 59%), bei den 30- bis 44jähri-

gen sogar nur 19% (im Westen 66%). Hier gilt das Wort des englischen Religionsphilosophen van Buren, der schon vor Jahren meinte, das Nietzsche-Wort „Gott ist tot“ könne weitgehend nicht mehr verstanden werden: Das Wort „Gott“ ist tot. Zumindest für viele im Osten. Wohl keine größere Gegend der Welt kann durchgängig einen so hohen Prozentsatz an Nichtreligiösen verzeichnen. Ich meine nicht Atheisten, denn die wissen wahrscheinlich, was sie verneinen, sondern ich meine bewußt Nichtreligiöse, also der Gottesfrage verständnislos, meinungslos Gegenüberstehende. Vielleicht gibt es das auch woanders, aber wohl kaum in diesem Ausmaß.

Hier sind wir im Osten — so meine ich prognostizieren zu können — der künftigen Entwicklung voraus, einer Situation, die den meisten europäischen Großkirchen erst noch bevorsteht. Wir sind auch darin voraus, daß — wenigstens beginnend — diese Situation nicht nur bedauernd hingenommen (mit ständigem nostalgischen Rückblick auf öffentliche Fronleichnamsprozessionen und Schützenvereine), sondern bewußt als Herausforderung angenommen wird.

Außerdem ist die ehemalige DDR Schnittpunkt weiterer Eigentümlichkeiten: Wir haben dort eine *Gesellschaft auf der Ost-West-Grenzscheide*. Für den Osten gehören wir zum Westen, für den Westen zum Osten. Wir sind also auf die Kreuzung zweier unterschiedlicher Strömungen geraten. Weltanschaulich ist die ehemalige DDR gleichzeitig geprägt durch die westlich-aufklärerische, d. h. materialistisch-positivistische, und durch die östliche, d. h. sowjetisch-militante Form der Religionskritik.

Als Teil des Ostens muß die Gesellschaft in Ostdeutschland nicht nur die Demokratie wieder einüben. Sie hat *Weltanschauung und Moral* seit über 70 Jahren nur als Herrschaftswissen der Regierenden kennengelernt. Erst wurde die nationalsozialistische, dann die marxistisch-leninistische Weltanschauung und Moral in Schu-

len, Universitäten und Institutionen propagiert. Schon von daher verbietet sich, daß Kirche ihrerseits zu institutionellen Mitteln wie Schulen greift, um Verkündigung zu ermöglichen; das muß bei Nichtchristen zu falschen Schlüssen führen: „Jetzt regiert eine Partei mit ‚C‘, also ...“²

Da wir aber stärker von der industriellen Revolution und dem aufklärerischen Denken Westeuropas geprägt sind und wirtschaftlich auch sofort wieder zum Westen geschlagen wurden, gelten im Osten Deutschlands andere Konstellationen als im sonstigen Osteuropa. Demzufolge ist kein religiöser Aufbruch zu erwarten. Manche erhofften ihn wie in vielen ehemaligen sozialistischen Staaten auch für Ostdeutschland. Der Katholizismus im Osten Deutschlands ist aber westeuropäisch und daher mit polnischem, slowakischem, litauischem etc. Katholizismus kaum vergleichbar. Die vorhin skizzierte Nichtreligiosität ist nicht marxistisch gemacht, wie manche irrigerweise meinen. Die Entkirchlichung hatte lange vorher latent eingesetzt, die evangelischen Kirchen leerten sich schon seit den 20er Jahren. Der Marxismus hatte nur einen Verstärkereffekt. Durch den militant atheistischen Druck trat diese Entwicklung deutlich ans Tageslicht. Das sich schnell ausbreitende nichtreligiöse Milieu führte dann nicht nur – wie im Westen – zum heimlichen, sondern zum öffentlichen Abwandern aus den Kirchen. Der entscheidende Einfluß ging also vom materialistisch-positivistischen Denken der Industriegesellschaft Westeuropas aus und der ist – das kann man wohl mit ziemlicher Sicherheit sagen – nicht ohne weiteres zurückzudrängen.

Positiv kann man sagen, daß die katholische Kirche in der ehemaligen DDR als Kirche auf der

Ost-West-Grenzscheide aber *strukturell und theologisch recht gut gerüstet* ist: Wir haben nicht das Problem vieler osteuropäischer Kirchen, daß die kirchliche Organisation aufgrund ihrer starken Vorkriegsverflechtung mit dem Staat zerschlagen oder schwer geschädigt worden ist. Allezeit bestand ein guter Anschluß zur modernen westeuropäischen Theologie. Wir sind also für die Zukunft von daher besser gerüstet als viele Nachbarländer, die teilweise wieder auf dem Stand der 40er, 50er Jahre einsetzen.

Auf diesem Hintergrund steht nun als zusätzliches Problemfeld die schon genannte konfessionelle Situation: Im Osten Deutschlands leben Christen *im Kernland der Reformation*, sie sind dort aber beiderseits – katholisch-evangelisch – eine Minderheit und deshalb in ganz neuer Weise aufeinander verwiesen.

Wenn Sie sich dieses sicher unvollständige Bündel von Herausforderungen vor Augen führen, dann kann man ermessen, welches in der Kirchengeschichte bisher unbegangene Gelände und damit welches Experimentierfeld für die europäische Kirche auf Zukunft hin sich in Ostdeutschland auftut, und wie verheerend bezüglich des letztgenannten Punktes ein Scheitern der Ökumene gerade in Ostdeutschland wäre.

Der Übergang: Von der apokalyptischen zur prophetischen Kirche

Diese ostdeutsche Kirche muß den Übergang von einer apokalyptisch orientierten zu einer prophetisch orientierten Kirche schaffen. Auf diese Formel möchte ich den Übergang über den Jordan, der uns aufgeben ist, bringen.

Apokalyptisches Denken ist wie das prophetische zukunftsorientiert, hat aber eine spezielle Vorstellung, wie diese Zukunft sich ereignet. Sie wird aus apokalyptischer Sicht wirklich als Zu-

² Vgl. hierzu ausführlicher meinen Artikel: Religionsunterricht an der Schule? Die DDR-Situation ist einmalig, in: Pädagogik und Schule in Ost und West 38 (1990) 189–191.

kunft — als das auf uns Zukommende — gedacht. Dieses apokalyptische Zukunftsdenken entsteht in Zeiten der Bedrohung und besonders aus dem Gefühl heraus, eine Minderheit zu sein. Apokalyptisch akzentuiertes Christentum erkennt sich selbst als ohnmächtig. Die wichtigste Tugend ist das mutige Durchstehen dieser Situation, die Bewahrung der Einheit im Glauben. Wichtigster Protest ist das gottesdienstliche Feiern der schon geschehenen Erlösung angesichts einer aggressiv-feindlichen Umgebung. Das politische Handeln ist extrem eingeschränkt. Entscheidend ist die Gemeinschaft der Glaubenden, nicht die der Gesellschaft, in der man leben muß, aber nicht will. Die Lösung dieser Spannung kann nur Gott bringen in einem Akt richterlicher Neuschöpfung: „Seht, ich mache alles neu!“ (Offb 21,5).

In dieser Haltung, die man negativ als Festungsmentalität, positiv als Glaubensstärke bezeichnen kann, haben die meisten engagierten katholischen Christen in der DDR gelebt und sind in ihr auch bestärkt worden. Wohl aus diesem Grunde war die Jugendweihe das entscheidende Thema: Sie war vergleichbar den Opfern vor Kaiserstandbildern aus frühchristlicher Zeit, ein Abfall vom Glauben, zumindest eine Glaubenschwäche. Diese Haltung führte nicht selten zur Zweigleisigkeit, denn in der Gesellschaft „ringsherum“ war gut leben, solange man nicht durch Widerborstigkeit auffiel. Es wurden zwar schon in DDR-Zeiten immer wieder Versuche unternommen, die „kleine Herde“ der Diaspora auf missionarischen Kurs zu bringen, und es gab immer Christen, die versuchten, ihren Glauben zu leben und auch zu verkünden über den binnenkirchlichen Raum hinaus, aber eine solche Einstellung war nicht vorherrschend. Die andere Haltung war auch gerechtfertigt, über weite Strecken war keine andere Verhaltensform als die der glaubensstarken Distanzierung denkbar — ich denke an Jugendliche bei der Armee.

Nun aber stehen die Christen in der DDR vor der neuen Herausforderung, daß sich die Umge-

bung als Feld der Aktivität, nicht in erster Linie als feindlich drohendes Draußen zeigt.

Und da ist *der prophetische Weg* zu gehen. Er zeichnet sich zunächst einmal anders als der apokalyptisch orientierte dadurch aus, daß Propheten hofften, durch ihre Verkündigung und ihre Zeichenhandlungen Einfluß auf die Zukunft zu nehmen. Dadurch, daß sie warnten, trat genau das, was sie als drohend voraussagten, nicht ein. Es kam, wozu sie die schlaffen Hände und wankenden Knie festigten. Propheten sind auch dadurch gekennzeichnet — und darauf kommt es mir an —, daß sie eigentlich keine Machtmittel besaßen, um ihre Verkündigung durchzusetzen. Wenn sie handelten, hatte es zeichenhaften Charakter. Ihr Handeln kam aus dem inneren Auftrag, die „Optik“, „wie es ausschaut“, war nicht in der Weise angezielt, daß es verlogen wirkte, aber war gewollt und erwies sich als durchschlagend: Privilegien, Reichtum und Macht genossen in der Regel die falschen Propheten. Die wahren Propheten verkündeten mit hohem persönlichen Einsatz, aber nutzten selten die vorhandenen Machtkonstellationen gezielt zu ihren Gunsten.

Keime des Prophetischen

In der DDR hatten prophetische Funktion die Schriftsteller und Künstler, die Bürgerrechtler und Ökologiegruppen, die Bausoldaten, die den Dienst an der Waffe verweigerten, und die im Gefängnis sitzenden Wehrdienstverweigerer, die kirchlichen Heime für psychisch Kranke und für Altè. Ein Beispiel: Anfang der 80er Jahre gab es absurde Auseinandersetzungen um den Aufnahme „Schwerter zu Pflugscharen“. Der Staat sah sich durch dieses auf Stoff dargestellte Prophetenwort in seinem Bestand so gefährdet, daß er zu Polizeimaßnahmen griff. Es war eine prophetische Aktion — immerhin werden jetzt die damals verteidigten NVA-Waffen verschrotet. Wer das Prophetische mancher Aktivitäten

vor der Wende erkennt, wird nun auch verstehen, daß viele Aktivisten von damals im heutigen Machtgefüge — wieder nicht — mitspielen können und wollen.

Keime des Prophetischen sind offenbar in und außerhalb der Kirche in Ostdeutschland vorhanden. Wie können sie entwickelt werden? Insgesamt gesehen ist dabei auf die derzeitige kirchliche Umgebung Europas kaum zu rechnen. Schon im Urchristentum ist das Prophetische zumindest als Institution verschwunden. Heute können auch die sich mancherorts zeigenden charismatischen Ansätze diesen Verlust nicht wettmachen. Sie neigen in ihrer vorwiegend nach innen gerichteten Spiritualität dazu, „Schrebergärten im Gleisdreieck“ zu sein, wie ein Schweizer Fundamentaltheologe einmal sarkastisch sagte. Propheten schlagen die Brücke von der Mystik zur Politik, von der Glaubenserfahrung über das Glaubensbekenntnis zum Glaubenszeugnis.

Ich versuche zu skizzieren, was ich unter einer prophetischen Kirche verstehe: Eine solche Kirche wird erkennen, daß sie vornehmlich Zeichen sein soll, nicht Machtfaktor. Sie wird sich einmischen, aber nicht überall mitmischen. Sie wird eine zeichenhafte Solidarität leben, denn Propheten waren Anwälte Gottes und des Menschen zugleich. Die Menschen um uns herum könnten dann vielleicht ahnen: Meine Sache wird hier verhandelt — in entschiedener, manchmal auch schmerzlicher, weil Besitzstände und Privilegien gefährdender Solidarität, die nicht nur aus Mitleid und Gerechtigkeitsgefühl kommt, sondern die gespeist ist von einer Botschaft, die Hoffnung auf Zukunft verheißt. Prophetische Kirche wird Stimme derjenigen sein, die keine oder schon wieder keine mehr haben. Das war sie im Osten zuwenig, Bischof Sterzinsky hat recht, und ich fürchte, das wird sie wieder zuwenig sein. Zuwenig wird sie das sein, wenn sie nicht zeichenhaft ihre eigene Vergangenheit bewältigt. Schon von ihrem spirituellen Ansatzpunkt beim befreienden und erlösenden Gott her darf sie das allseitige Gesellschaftsspiel

nicht mitmachen: „Auch wir waren nur Opfer und lichte Heldengestalten“. Ein Schuldbekenntnis, auf das Bischof Sterzinsky hinwies, steht noch aus.

Eine prophetische Kirche wird die Angst vor Entschiedenheit und damit vor Risiko und vor Konflikten innen und außen verlieren. Hier sind Widerstände zu erwarten: Die ostdeutschen Christen sind noch mehr als andere Christen aufgrund ihrer bisherigen Gemeindeerfahrung Konflikte nicht gewohnt und haben als Bewohner der ehemaligen DDR ein übergroßes Harmoniebedürfnis entwickelt. Auseinandersetzungen werden oft als rein negativ gewertet, sie sind demzufolge zu umgehen, keinesfalls aber zu suchen. Ein prophetisches Engagement der Kirche in den Konfliktfeldern einer pluralistischen und multikulturellen Umgebung wird erhebliche Spannungen nach innen und außen auslösen. Ob dabei mit starken innerkirchlichen fundamentalistischen Gegenkräften auch im Osten Deutschlands zu rechnen ist, bleibt abzuwarten. Minderheiten neigen hoffentlich weniger dazu als volksreligiös geprägte Gemeinschaften.

Wiedervereinigung der Kirchen in Ost und West

Den Weg ins Land, wo für Christen die eigentliche Milch und der wahre Honig fließen — und damit ist biblisch sicher nicht die westliche Wohlstandsgesellschaft gemeint —, ist für die Kirche im Osten jetzt der Weg aus der apokalyptisch orientierten Distanzierung und Verweigerung in die prophetische Verkündigung und Aktion. Die Kirche im Westen Deutschlands wird von einer anderen, nicht von der apokalyptischen Ausgangslage her, denselben Weg finden müssen. Das wäre dann die Wiedervereinigung, die ich uns wünsche. Nachdem ich das „Wunder von Leipzig“ erlebt habe, ist das die unverschämte Hoffnung auf ein neues Wunder — d. h. ein neues Pfingsten.